

gelten das Wort des Heilandes: Confiteor Tibi, Pater . . quia revelasti ea parvulis (Mt. 11, 25). Je demütiger wir werden, desto besser werden wir Jesus verstehen.

Aphorismen zum Kirchweihfeste.

(Die Menschheit ohne Christus. — Die Menschheit mit Christus.)

Von J. B. Näf, Prof. u. Apost. Missionär.

Ecce nova facio omnia. — Siehe, ich mache alles neu. Apocal. 21, 5.

I.

Das Kirchweihfest war immer und überall ein großes Freudenfest. Mit welchem Jubel, mit welcher Begeisterung hat Salomon und das ganze Volk die Einweihung des Tempels gefeiert. Durch Jahrhunderte hindurch hatte die Bundeslade mit ihren Heiligtümern keine bleibende Stätte. Nun ist sie an der Stelle, welche Gott selbst auserwählt hat; nun ist sie in einem Tempel, dem an Pracht und Reichtum wohl wenige Gebäude gleichkommen, die je von Menschenhänden erbaut wurden. Deshalb die unbeschreibliche Freude, deshalb die unzähligen Opfer an Groß- und Kleinvieh, die durch 14 Tage Gott dem Herrn dargebracht wurden. Und wie rührend sind die Gebete, welche Salomon an den Herrn richtete, und wie trostreich die Antwort, so er von Gott erhielt!

Nicht geringer war wohl die Freude der Christen, als Kaiser Konstantin auf dem lateranensischen Hügel die erste Kirche unter Gottes freiem Himmel erbauen ließ. Bis anhin mußten die Christen ihren Gottesdienst unter der Erde in Sandhöhlen feiern. Mit Todesgefahr durcheilten die Gläubigen die engen, finstern, unterirdischen Gänge; mit Todesgefahr hörten sie die Predigt an, nahmen an dem heiligen Opfer teil und kehrten in ihre fernen Wohnungen zurück. Nicht selten erhielten die Heiden Kunde von dem Gottesdienste, überfielen die Teilnehmer und überlieferten sie dem Richter, — dem Tode. Jetzt ist das ganz anders; frei und offen darf man sich endlich, nach dreihundert Jahren, als Christ bekennen. Der römische Kaiser selbst, der Beherrscher der Welt, entfaltet jetzt die Fahne des Kreuzes. In diesem Zeichen hat er gesiegt, und dieses Zeichen siegt glorreich über ihn und die ganze Welt. Schon da gehen die Worte in Erfüllung: Ecce nova facio omnia, Siehe, ich mache alles neu. Mit welcher unbeschreiblicher Freude mag die Christenschar der Weihe der ersten Kirche durch Papst Sylvester beigewohnt haben und diese Kirche als die mater omnium ecclesiarum urbis et orbis (Mutter aller Kirchen der Stadt und des Erdfreies) begrüßt haben!

Das auserwählte Volk Israel freute sich mit Recht, daß dem Allheiligen, so weit es Menschen möglich ist, eine würdige Wohnung bereitet war. Aber noch mehr, ja vorzüglich freute es sich, weil Gott

in diesem Tempel fortan wohnen, da seinen Gnadenthron haben werde. An dieser Stätte konnten sie fernerhin in allen Anliegen Hilfe und Trost finden.

Ebenso freuten sich die Christen bei der Kirchweihe auf dem Lateran mit Recht, daß sie endlich ihre Höhlen verlassen, im Angesicht des Himmels ihren Gottesdienst feiern konnten, den Erlöser der Welt offen und laut loben und preisen konnten. Aber noch mehr als beim Anblick des steinernen Tempels freuten sich die Gläubigen bei dem Gedanken, wie in diesem Gotteshause der Sohn Gottes selbst wirklich, wahrhaft und wesentlich zugegen sein werde, bei dem alle, die mühselig und beladen sind, Trost und Erquickung finden können, mit einem Wort, bei dem Gedanken, wie viele Gnaden sie in diesem Heiligtume erlangen können. Jede Kirche ist ja für die Gläubigen eine Gnadenquelle, noch reichlicher fließend als die Quelle, welche Moses mit seinem Stabe dem Felsen entlockte. Auf Golgatha hat Longinus seine Lanze gegen den lebendigen Felsen, der da ist Jesus Christus, erhoben, und seither strömt aus dem göttlichen Herzen Wasser und Blut über die Menschheit. Was für die Israeliten die Wolke war, Erleuchtung in der Nacht, Schutz gegen die Feinde am Tage: das ist jede Kirche für die Gläubigen. Sie ist eine Leuchte in den Finsternissen des Lebens, am Tage, der beständig Kämpfe bringt, ein mächtiger Schutz gegen alle Angriffe der Feinde, — der Aegypter.

Die Wohltaten, welche uns durch die Kirche zu teil werden, sind in der heiligen Schrift sehr schön zusammengefaßt in den Worten, die sich auch in der Epistel des Kirchweihfestes vorfinden und welche der Geheimen Offenbarung (21, 5.) des heiligen Johannes entnommen sind und die da lauten: „Und es sprach der Greis, der auf dem Throne saß: siehe, ich mache alles neu.“ In der That ist durch Christus, dessen Gnadenthron eben unsere Kirchen sind, alles neu gemacht und das Angesicht der Erde erneuert worden. Davon kann sich jeder überzeugen, der vor seinem Geiste die Welt vorüberziehen läßt, wie sie war vor der Ankunft Christi und wie sie jetzt noch ist, wo das Christentum noch nicht hingedrungen ist, wo es noch keine christlichen Kirchen gibt, — und sie sodann vergleicht mit der Welt, wie sie von Christus gleichsam neu geschaffen wurde, wo sein göttliches Licht leuchtet und seine himmlische Gnadenquelle fließt.

II.

Bergegenwärtigen wir uns die Menschheit ohne Christus. Mit Recht sagt die Kirche von ihr, sie befinde sich in einer Finsternis. Damit wir Gegenstände sehen und benützen können, bedürfen wir des Lichtes. Für den ganz Blinden sind sie wie nicht vorhanden; der Schwachsehende sieht sie nur unvollkommen und ist in ihrem Gebrauch gehindert. Ähnlich verhält es sich mit dem Geiste. Die Wahrheiten sind vorhanden; aber um sie zu sehen, bedarf es des Lichtes, der Be-

lehrung. Das gilt von allen Wahrheiten, von denen der Mathematik, Geschichte, Kunst, Sprache u. s. w. Noch mehr aber gilt es von den Wahrheiten, die auf unser sittlich-religiöses Leben Bezug haben. Da wandert der Mensch, sich selbst überlassen, so recht im Finstern. Es gibt wohl auch da verschiedene Abstufungen des Sehens. Wie wir mit den körperlichen Augen nur dann die Gegenstände ganz genau sehen, wenn sie von der Sonne beleuchtet sind: so erkennen wir auch religiöse Wahrheiten nur dann genau, wenn uns die geistige Sonne leuchtet, die da ist Jesus Christus, der in die Welt kam, um alle Menschen zu erleuchten, die in diese Welt kommen. Beachten wir es wohl: wie es für unsere leiblichen Augen nur eine Sonne gibt, so gibt es für unsere geistigen Augen auch nur eine Sonne, und die ist Christus und die von ihm gestiftete Kirche. Wo diese Sonne nicht leuchtet, ist Finsternis, Irrthum, Zweifel. Bleiben wir vorderhand bei der Finsternis des Heidenthums stehen.

Die Finsternis ist unserer Natur zuwider; deshalb weichen wir ihr aus so gut wir können. Wir fühlen uns unwohl in einem finstern Zimmer, in einem stockfinstern Walde. Wir bedauern mit Recht die Blinden, für welche auf die Nacht kein Morgen folgt, welche nie die Schönheit und Pracht der Schöpfung bewundern können, welche nie das zärtliche Auge der Mutter, nie das würdige, liebevolle Angesicht des Vaters schauen.

Daß nun die Heiden sich in geistiger Beziehung in einer ähnlichen Finsternis befinden, mit einer ähnlichen Blindheit behaftet seien, ist leicht zu beweisen. Daraus folgt von selbst, daß ihr Zustand ein höchst trauriger sei, und daß wir dem Allgütigen nie genug danken können, weil uns die Sonne der ewigen Wahrheit in Christus, in seiner Kirche leuchtet.

Es gibt Wahrheiten, über welche jeder vernünftige Mensch Aufschluß zu haben wünscht und welche, wenn er den Aufschluß nicht erhalten kann, wie ein Alpdrücken auf ihm lasten. Zu diesen gehört die Erschaffung der Welt. Jeder, der den Namen Mensch verdient, wird zuweilen die Frage an sich richten: wie ist wohl das alles, was ich um mich sehe, die Welt entstanden? Von selbst kann sie nicht entstanden sein. Wir sehen ja in der Natur einen beständigen Wechsel. Wann und wie hat dieser Wechsel begonnen? Wer hat ihn verursacht? wer leitet ihn? Ferner: in der ganzen Schöpfung erblicken wir eine wunderschöne Ordnung. Woher kommt sie? Von selbst kann sie nicht entstanden sein. Daß kleinere und größere Steine durch Zufall sich auf der Straße befinden, das mag sein, daß aber ein stattliches, wohleingerichtetes Haus durch zufälliges Zusammenreffen von Stein und Holz entstanden sei, das ist unmöglich! Da muß ein Baumeister, da müssen verschiedene Arbeiter mitgewirkt haben. Ein solch' schönes, großes, wohleingerichtetes Haus ist das Weltall und nun wo und wer ist der Baumeister? Was die

Weltweisen¹⁾ über die Entstehung der Welt sagen, — alles sei aus Wasser, Luft, Feuer entstanden, leuchtet mir nicht ein. Keiner kann seine Sache beweisen, keiner erklären, warum nicht ähnliche Uebergänge von Stoff zu Stoff, von Gattung zu Gattung, von Art zu Art noch stattfinden.

Ebenso war der Heide im Unklaren über den Ursprung des Menschen und über dessen Bestimmung und Ziel. Bin ich da, nur um wie die Tiere einige Jahre zu leben, zu arbeiten, zu leiden, zu genießen und dann eine Speise der Würmer zu werden? O nein! In meinem Innern sagt mir eine Stimme: du bist kein Tier, du bist zu Höherem berufen, aber wozu denn? In meinem Innern ist Etwas, das nicht sterben will, nicht sterben kann, aber was soll aus ihm werden, wenn der Leib ins Grab sinkt? Gibt es ein Fortleben im Jenseits? Gibt es ein Elysium, wie die Dichter sagen? Diese und ähnliche Fragen drängen sich unwillkürlich jedem denkenden Menschen auf. Niemand ist, der dem Heiden Aufschluß gibt. Wie hohe Tannen erheben sich die Fragen um ihn im finstern Walde, kein Lichtstrahl läßt ihn die Wahrheit erkennen, die Fragen lösen. Eine Frage, ja ein Rätsel ist es für den Heiden, wenn er sieht, wie die Großzahl der Menschen, und zwar die Tugendhaften oft noch mehr als die Lasterhaften, ihr ganzes Leben hindurch von Noth und Elend, von Leiden und Unglück verfolgt, in Tränen und Klagen ihre Tage zubringen, so daß die Weltweisen und Dichter mit Recht zu sagen schienen, am glücklichsten sei, wer nicht geboren werde und am zweitglücklichsten, wer bald nach der Geburt sterbe. Wozu diese vielen Leiden? Haben die Götter — wenn es solche gibt — Wohlgefallen an den Leiden der Menschen? Wer gibt mir Aufschluß auf diese Fragen? Nirgends erhalte ich eine befriedigende Antwort. Ich rufe in den Wald hinein; er wiederholt mir meine Frage, gibt mir aber keine Antwort.

Wie traurig ist diese Ungewißheit, dieses im Finstern Dahinleben, Dahinsterben! Und doch ist das erst der Anfang des traurigen Zustandes der Menschheit ohne Christus. Denn noch trauriger als die Finsternis selbst sind ihre Werke.

III.

Das erste Werk der Finsternis ist der Götzendienst. Wir sehen, wie da die Menschen Sonne, Mond und Sterne anbeten, wie sie unvernünftige Tiere, Rinder, Schlangen, Krokodile u. s. w. anbeten. Ist es möglich, fragen wir jetzt, daß der Mensch, soweit über die Tiere erhaben, sich soweit verirren kann, daß er vernunftlose, oft häßliche Wesen anbeten, sich vor ihnen niederwerfen, sie um Hilfe anrufen kann? Ja, es ist möglich, antwortet die Geschichte aller

¹⁾ Thales aus Milet 640—545, alles aus Wasser; Anaximander aus Milet 614—545, ein unsichtbares Wesen; Anaximenes, alles aus Luft; Heraklit aus Ephesus (500), alles aus Feuer u. s. w.

Jahrhunderte; es ist möglich, wenn dem Menschen nicht die Sonne der ewigen Wahrheit, Christus der Herr, leuchtet. Auch dabei blieb die Torheit und Blindheit der Heiden noch nicht stehen: sie machten sich Götter mit ihren eigenen Händen von Holz, Stein, Ton, Metall u. s. w. Diesen gaben sie oft die häßlichsten und wider-natürlichsten Gestalten und Gesichter; dann warfen sie sich vor ihnen nieder und beteten sie als Götter an! Ist es möglich, rufen wir erstaunt und entrüstet aus, daß der mit Vernunft begabte Mensch vor einem so unform-leblosen Gebilde niederfalle und ihm göttliche Kraft zuschreibe? Ohne Christus ist auch das Unglaublichste, Entsetzlichste möglich. Wer an dem Gesagten zweifelt, begeben sich nur in ein Museum von Altertümern und lasse sich dort die kleinen und die großen, hölzernen und steinernen Gözenbilder zeigen. Da wird er das Gesagte nur zu wahr finden; da wird er voll Entsetzen und Mitleid ausrufen: solche Gestalten kann man als Götter anbeten!

Nur Geistigblinde konnten und können dies. In dieser Blindheit ging man noch weiter und hatte von den Gottheiten Ansichten, die unsere Begriffe übersteigen. Wir glauben, daß die Himmelsbewohner frei seien von allen Fehlern, daß sie geschmückt seien mit allen Tugenden. Die Heiden in ihrer geistigen Blindheit schrieben ihren Göttern alle erdenklichen Laster, selbst unnatürliche, selbst Zug und Betrug und Diebstahl zu. Mit Recht sagt ein berühmter Geschichtsforscher: wenn die von den Alten geträumten Götter den Olymp oder das Elysium verließen und sich in einer christlichen Stadt zeigen würden, würden alle Götter und Göttinnen sogleich eingesperrt und als Verbrecher zum Zuchthaus oder zum Tode verurteilt werden. Alle Laster, welche man beging, wurden vergöttert und dann als Gottheiten verehrt.

Wenn die Gözenbilder uns Entsetzen einflößen, so ist das noch mehr der Fall bei der Art und Weise, wie sie verehrt wurden, beim Gözendienst. Zwei Eigentümlichkeiten sind es, die uns bei Betrachtung des Gözendienstes mit Entrüstung und Entsetzen erfüllen, die Grausamkeit und die Unsittlichkeit. Nicht bloß Feldfrüchte, nicht bloß Tiere wurden als Opfer dargebracht, sondern auch Menschen! Bei allen heidnischen Völkern finden wir Menschenopfer, bei den einen Völkern häufig, bei andern selten. Selten kommen sie bei den Griechen und Römern vor, häufiger bei den Germanen, am häufigsten bei den Völkern Amerikas, wo die Mexikaner alljährlich bei 60.000 Menschen ihren Göttern opferten. Welche Verblendung! welche Grausamkeit! Zu dieser, man möchte sagen, vom Satan eingegebenen Grausamkeit kam noch hinzu die Unsittlichkeit, wohl auch auf Antreiben der Hölle. Mit Recht sagt ein frommer Gelehrter: die Menschheit war so tief gefallen, daß wir es nicht begreifen können, ohne die Erbsünde anzunehmen, d. h. der natürliche Mensch, der Mensch im Naturzustande hätte sich wohl nie so verirrt, wäre wohl nie in die Greuel des Gözendienstes gefallen, wenn nicht die Erb-

sünde und durch sie die Herrschaft Satans über die Menschen dazu gekommen wäre. Dadurch fiel der Mensch so tief, so unbegreiflich tief, daß die Unzucht, und zwar die natürliche und die unnatürliche, nicht etwa bloß gelegentlich geduldet wurde, sondern ein Bestandteil des Gottesdienstes wurde! Ist das nicht Verblendung? ist das nicht grauenhafte Finsternis? Dank, unendlicher Dank demjenigen, der gekommen ist, uns zu erleuchten, und dafür sorgt, daß die Sonne der Wahrheit in der Kirche nie untergehe!

IV.

So stand es mit den Ansichten der Heiden in Bezug auf höhere, göttliche Wesen. Wie waren die Verhältnisse der Menschen unter einander? Auch da fehlte es am Lichte des Christentums; auch da gelten die Worte: Siehe, ich werde alles neu machen. Daß bei den Heiden die gesellschaftlichen Verhältnisse ganz andere waren, können wir begreifen, wenn wir bedenken, daß der Heide weder seine eigene Lebensaufgabe, noch die der Mitmenschen kannte. Ein jeder war sich selbst sein höchster und einziger Zweck; sein Glück, sein Wohlbefinden war die Triebfeder aller seiner Handlungen. Warum sollte er sich um seinen Mitmenschen kümmern? Auch er war da, um sein Glück zu fördern. Daher war schon das Los der Gattin bei allen Völkern ein trauriges. Bei vielen hatten sie es wenig besser als die Sklavinnen. Bei keinem Volke war das Weib dem Manne ebenbürtig; denn überall finden wir die Vielweiberei, bald in einer gröbern, bald in einer mildern Form. Das Recht der Ehescheidung, der Entlassung der Frau, bestand überall. Wo aber dieses ist, ist die Frau dem Manne nicht ebenbürtig, ist die Frau im Nachteile. Die Unauflöslichkeit der Ehe ist nur in der katholischen Kirche ein Dogma. Das weibliche Geschlecht hat daher doppelt Ursache, dem Alten auf dem Throne zu danken, der da sagte: sieh', ich mache alles neu. Wie bei uns das vierte Gebot Gottes das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern regelt, so tat es bei den Römern die vierte Gesetzestafel. Auf welche Weise? Sie gewährte dem Vater unumschränkte Gewalt über die Kinder. Er durfte sie sogar aussetzen, wenn sie ihm nicht gefielen oder lästig waren. Daß die Väter ihre Gewalt nicht zu oft mißbrauchten, dafür sorgte die angeborene, instinctive Liebe der Eltern zu ihren Kindern. Daß es aber oft geschah, das beweist uns der große, freie Platz an der Tiber, etwas außerhalb der Stadt. Welch' herzzerreißender Anblick! Da liegen Scharen von Kindern, welche die Millionenstadt Rom gleichsam ausgespien, — weggeworfen hat. Wie Würmchen wälzen sich die Unglücklichen im Staube und Rote herum. Sie wurden von unnatürlichen Vätern und Müttern dahin getragen oder tragen gelassen, damit sie da bald sterben. Wer erträgt ihr Wimmern und Winseln! Glückliche diejenigen, die bald sterben. Wohl kommen von verschiedenen Seiten Leute herbei, um Kinder zu holen,

aber in welcher Absicht? Kommen sie etwa aus Mitleid, um so ein unglückliches Geschöpf dem Hungertode zu entreißen? O nein! Da kommen ein paar alte Weiber, die Häßlichkeit selbst im Gesichte tragend. Es sind Zauberinnen; diese holen Kinder, um sie zu töten und aus den zuckenden Herzen die Zukunft zu erkennen oder aus ihrem Blute Zaubermittel zu bereiten. Da sind andere; diese suchen sich die bestgestalteten Kinder aus. Sie wollen sie erziehen, aber sie nachher für Geld den Wohlküstlingen preisgeben. Noch andere kommen und nehmen Kinder weg. In welcher Absicht? Zu Hause angekommen, verstümmeln sie dieselben an Händen oder Füßen, an Ohren oder Augen. Dann ernähren diese Blutmenschen die so verstümmelten Kinder, bis sie ein gewisses Alter erreicht; hernach müssen sie auf den Straßen durch ihre Mißgestalt und Krüppelhaftigkeit das Mitleid der Vorübergehenden erregen und betteln, selbstverständlich zum Nutzen ihrer unmenschlichen Herren. Ist es möglich? ist es möglich? fragen wir, daß der Mensch gegen Seinesgleichen, gegen zarte, liebenswürdige Kinder, so grausam, so gefühllos handeln kann? Wir erhalten von der Geschichte zur Antwort: ohne Christus, die Sonne der Wahrheit, ist jeder Irrtum und jede Freveltat möglich!

V.

Welches war erst das Los der Sklaven? Wie es selbstverständlich auch gute und edle Väter und Eltern gab, so gab es auch Herren, welche aus angeborener Menschlichkeit, oder weil sie davon größeren Nutzen erwarteten, gegen die Sklaven mit Milde und Güte verfahren. Aber das waren doch mehr Ausnahmen. Im allgemeinen war das Los der Sklaven ein höchst trauriges. Sie wurden wie Tiere gekauft und verkauft, mußten sich dabei alle Untersuchungen und Prüfungen gefallen lassen. Der Preis richtete sich nach dem zu erwartenden Nutzen. Unbarmherzig wurden sie zur Arbeit angetrieben; jedes kleine Versehen zog eine schwere Strafe nach sich. Nicht selten wurden sie gepeitscht und zwar ohne Ursache, nur damit sie nicht übermütig, zu fröhlich würden. Die reichen römischen Damen hatten immer große goldene Nadeln bei sich, um die dienenden Sklavinnen, welche teilweise entblößt waren, durch Ritz- oder Stiche an ihre Pflicht zu erinnern. Die Zahl der Sklaven war groß, ja so groß, daß man ihnen keine besondere Auszeichnung gestattete, damit sie nicht selbst ihrer großen Anzahl bewußt, sich zur Empörung hinreißen ließen.

Um das traurige Los der Sklaven uns klarer zu machen, laßt uns im Geiste nach Rom versetzen, wie es vor etwa 1800 Jahren beschaffen war. Wir haben vor uns ein endloses Häusermeer, mehrere Millionen Menschen bewohnen nach der Ansicht der Geschichtsforscher dasselbe. Zahllos sind die Gassen mit den prachtvollsten Palästen, in denen sich Schätze befinden, wie sie jetzt kaum ein Fürst besitzt. Rom ist in der That die Hauptstadt der Welt; alles von Sonnen-

aufgang bis Sonnenuntergang beugt sich vor ihr. Sie ist auch der Mittelpunkt der Bildung und Kultur. Die Bildung eines Volkes zeigt sich am besten bei Festanlässen; da zeigt es sich, woran man Freude, Wohlgefallen hat. An einem solchen Feste, etwa dem Geburtsfeste des Kaisers, laßt uns bewohnen. Da sehen wir unabsehbare Scharen zu Fuß und zu Wagen dem Amphitheater zueilen. Dasselbe liegt ungefähr in der Mitte der Stadt. Es ist ein unermesslicher Bau aus Marmorsteinen; goldene Klammern halten dieselben zusammen. Man sagt, daß bei 150.000 Personen da versammelt seien, und zwar das gebildete, vornehme Rom, der Kaiser, die Senatoren, die Priester und Priesterinnen, die zahllosen Beamten, Gelehrte, Künstler u. s. w. Auf welches Schauspiel harren diese alle so ungeduldig? Siehe da, von einer Seite werden einige nackte Sklaven in die Mitte des Platzes entsendet. Die Unglücklichen nähern sich dem Kaiser und rufen: *Morituri te salutant* (die im Begriffe sind zu sterben, grüßen dich). Nun stürzen von einer anderen Seite mordlustig Wölfe, Tiger, Löwen u. s. w. auf die Glenden los. Zuerst ist ein furchtbarer Kampf zwischen den Sklaven und den Tieren. Allmählich unterliegen die unglücklichen Sklaven; zerfleischt, zerrissen von den wilden Tieren, wanken sie herum, dann legen sie sich unter furchtbaren Schmerzensrufen nieder; nun liegen sie zuckend und röchelnd am Boden und sterben! Wenn dieses Gemetzel zwischen Tieren und Menschen zu Ende ist, öffnen sich von neuem die Zwinger und Scharen von Sklaven treten heraus; es sind mehrere Hunderte. Diese müssen nun gegeneinander kämpfen, d. h. verwunden, töten. Erst wenn die meisten tot oder sterbend am Boden liegen, ist die Schaulust und der Blutdurst der Römer befriedigt. So grausam kann der Mensch gegen seinen Mitmenschen sein, wenn er in den Finsternissen des Heidentums wandelt, fern von Christus, der nicht bloß die Wahrheit, sondern auch die Liebe ist!

Das Glend, zu dem die ungläubige Welt den armen Sklaven verurteilt, ist noch nicht erschöpft. Verlassen wir die blutgetränkte Stätte des Amphitheaters und durchziehen einige der prachtvollsten Straßen in der Richtung nach der Tiber. Was hören wir da? Dort, von der Insel her ertönt ein durchdringendes Jammergeschrei. Wer sind die Unglücklichen? Es sind Sklaven und Sklavinnen, die als alt und nicht mehr brauchbar von ihren Herren auf diese Insel geschafft wurden, damit sie da Hungers sterben. O, welch' schrecklicher Anblick! Dort kauern sie am Boden herum, von Hunger, Durst, Kälte u. s. f. gequält. Sie kauern dort und stöhnen, bis einer nach dem andern stirbt. Niemand, niemand ist, der sich ihrer erbarmt! So gefühllos, härter als Stein und Eisen, kann der Mensch werden ohne Christus!

Ueberblicken wir noch einmal das unermessliche Häusermeer der Weltstadt. Da sind Gassen, Paläste, Tempel ohne Zahl. Aber, fragen wir, wo ist ein Waisenhaus, ein Spital, ein Haus für Blinde,

für Greise u. s. w. So etwas findet sich nirgends vor, erhalten wir zur Antwort: Nächstenliebe, Mitleid, Mildtätigkeit, Barmherzigkeit sind unbekannte Dinge im Reiche der Finsternis.

Man wird vielleicht einwenden: das waren allerdings traurige, höchst traurige Zustände; aber so war es doch nicht überall. Ich gebe zu, daß es, wie gesagt, Ausnahmen gab, daß bei verschiedenen Völkern manches verschieden war. Im großen ganzen jedoch war kein so großer Unterschied, und die Lage des weiblichen Geschlechtes, der Kinder, der Armen und Notleidenden, der Sklaven war überall eine sehr harte, traurige. Wenn wir z. B. vor etwa 1900 Jahren nach Deutschland gekommen wären, was hätten wir da gesehen? Wenn wir da dem allgemeinen wilden Geschrei folgend in einen Hain eingedrungen wären, so hätten wir wohl auf einer kleinen Säule das Bild eines der vornehmsten Götter, des Kriegsgottes Thonar, erblickt. Es ist ein nackter Knabe, aus Birkenholz sehr unbeholfen geschnitten. Sein Haupt ist von Sternen umgeben, in der Rechten hält er einen großen, eisernen Hammer. Um ihn her sammeln sich halbnackte, in Tierfelle gekleidete Menschen. Nun teilen sich die Haufen: man führt eine Schar Kriegsgefangener herbei. Einer nach dem andern wird dem Gotte zu Ehren erstochen. Die Priester fangen das aus den Wunden fließende Blut auf, trinken davon und reichen alsdann den Vorgesetzten und dem Volke zum Trinken dar. Andere Gefangene werden unter entsetzlichem Geheul in Birkenkörbe gesteckt und lebendig verbrannt. Welch' schrecklicher Anblick! welch' schreckliche Grausamkeit!

Man möchte vielleicht auch einwenden: diese Roheit und Grausamkeit kam nur in den ältesten Zeiten vor, da die Völker noch ganz ohne Kultur und Bildung waren. Mit der Bildung wären auch die Sitten milder und humaner geworden. Darauf muß geantwortet werden, daß das, was von Rom erzählt wurde, sich zur Kaiserzeit zutrug, zur Zeit, als die sogenannte Bildung den Höhepunkt erreicht hatte, in mancher Beziehung sogar die gegenwärtige Kultur überragte. Ähnlich verhielt es sich übrigens in Griechenland, Karthago, Phönizien, Aegypten, Babylonien u. s. f. Ja, ähnlich verhält es sich auch jetzt noch bei den heidnischen Völkern. Da gibt es immer noch Menschenopfer, Menschenfresser, Schamlosigkeit, Unsitte, Grausamkeit jeder Art. Alle Reisebeschreibungen, die von diesen Völkern handeln, beweisen es. Wer die Geschichte kennt, der weiß, daß selbst Völker, die vom christlichen Glauben abfielen, wieder in die alte Barbarei zurückversanken. Am deutlichsten wohl sehen wir, was aus einem Volke ohne Christus wird, an den Ereignissen, die sich am Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich zutrugen, in Frankreich, über welches damals eine geistige Sonnensfinsternis gekommen zu sein schien, wo man das Christentum über Bord warf, und wo mit dem Unglauben die Grausamkeit, Unsitte, alle Laster wahre Bacchanalien feierten.

Wenn wir diese höchst traurigen Zustände uns vergegenwärtigen, begreifen wir, daß nicht bloß Israel, sondern die ganze Welt, wie mehrere heidnische Schriftsteller es beweisen, ein sehnüchtliges Verlangen nach einem Erlöser hatten. Er ist gekommen, Gott sei gedankt! Das Wort, der Sohn Gottes, ist Fleisch, ist Mensch geworden und hat unter uns gewohnt. Er, die Sonne der Wahrheit, ist bereit, alle Menschen zu erleuchten, die in diese Welt kommen. Er tut es selbst und tut es durch die von ihm gestiftete Kirche, die er durch sein bitteres Leiden und sein kostbares Blut sich erworben. Durch ihn wurde das Angesicht der Erde erneuert; durch ihn ging in Erfüllung, was der Alte, der auf dem Throne saß, sprach: „Sieh, ich werde alles neu machen.“ Nachdem wir gesehen haben, wie es um die Menschheit stand, bevor Christus erschien, so laßt uns sehen, wie sie durch ihn geworden ist.

VI.

Im Mittelalter war eine weit verbreitete Sage die von den Siebenschläfern. Sieben Männer befanden sich in einer Höhle, wurden vom Schlafe überfallen und schliefen nun da Jahrhunderte hindurch. Als sie erwachten, fanden sie alles ganz anders als beim Einschlafen, andere Menschen, andere Kleider, andere Sitten und Gebräuche, andere Häuser, überhaupt alles anders. Ähnlich geht es auch uns, wenn wir unsern Blick von den Finsternissen und den Greueln des Heidentums wegwenden und auf die Zeiten lenken, wo die Sonne des Christentums alles erleuchtet, erwärmt und befruchtet. Wie war wohl dem Blindgebornen zu Mute, welchen Christus heilte, als er plötzlich den Heiland selbst, seine Eltern, den Tempel, alles vor sich sah? Seine Freude war so groß, daß er offen für Christus Zeugnis ablegte, als sogar noch seine Eltern zauderten, und daß er es gerne ertrug, um dieses Bekenntnisses willen aus der Synagoge ausgestoßen, d. h. aus der Gemeinschaft der Rechtgläubigen ausgeschlossen zu werden. Ein noch größeres Glück ist jedoch der Menschheit widerfahren, als Christus, das wahre Licht der Welt, erschien, Christus, der mit Recht von sich sagen konnte (Joh. 8, 12.): „Ich bin das Licht der Welt! Wer mir nachfolgt, wandelt nicht in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“ Er ist jenes Licht, bei dessen Anblick der heilige Märtyrer Ignatius ausrief: „Erschienen ist am Himmel ein Stern über alle Sterne, sein Licht war unaussprechlich, und sein Erscheinen erregte Bewunderung, und alle übrigen Sterne samt Sonne und Mond bildeten den Chor um diesen Stern. Er aber strahlte sein Licht über alles aus; daher ward aller falschen Weisheit Licht ausgelöscht, alle Bande der Bosheit wurden zerrissen, die Unwissenheit wurde vernichtet und das alte Reich zertrümmert. Denn Gott war erschienen zur Erneuerung des ewigen Lebens.“ (S. Ign. de adventu Salv.)

Ich lade den freundlichen Leser ein, mit mir einen kleinen Spaziergang außerhalb der Stadt oder des Dorfes zu machen. Da begegnet uns ein etwa 8jähriger Knabe, der, wie man an seiner Tasche ansieht, aus der Schule kommt. Ich frage ihn: Was habt ihr heute gehabt? Antw.: Katechismus. Nun, so sag mir: Wer hat die Welt, Himmel und Erde erschaffen? Antw.: Gott hat alles erschaffen. Fr.: Wie? womit? Antw.: Durch seinen allmächtigen Willen aus nichts. Fr.: Woher stammen die Menschen? Antw.: Von Adam und Eva, den Stammeltern des ganzen Menschengeschlechts. Fr.: Wo waren sie? Antw.: Sie wurden von Gott, der sie erschaffen hatte, in das Paradies gesetzt. Fr.: Blieben sie immer dort? Antw.: Nein, da sie ungehorsam waren und von der verbotenen Frucht aßen wurden sie aus dem Paradiese vertrieben und ihre Sünde ging auf alle Nachkommen über.

So antwortet auf diese wichtigen Fragen jedes Kind; so hätte Aristoteles, wohl der größte Denker, den es unter den Nichtchristen gegeben hat, nie antworten können. Ja, wie hätte wohl Aristoteles, Plato und alle, die aufrichtig die Wahrheit suchten, sich gefreut, solche Antworten zu vernehmen! Jetzt weiß jeder Ungebildete, daß ein allmächtiger Gott alles Sichtbare und Unsichtbare durch seine Allmacht erschaffen hat, daß ebenderselbe allweise sei und der Urheber der so wunderbaren Ordnung in der Schöpfung sei. Jeder Ungebildete weiß, daß er nicht auf Erden ist, nur um zu arbeiten, zu leiden und nach 50 oder 60 Jahren mühevollen Lebens im Grabe die Speise der Würmer zu sein. Er weiß, daß er einen erhabenen Lebenszweck hat, nämlich: Gott, das höchste und vollkommenste Wesen zu erkennen, zu lieben, ihm zu dienen und darnach ewig selig zu werden. Der Christ, auch der ungebildete, weiß, daß alle Leiden von einem liebevollen Vater, nicht von einer zürnenden und schadenfrohen Gottheit, ihm geschickt werden. Der Vater im Himmel, weiß er, läßt die Leiden zu, nicht um sich an den Tränen und Seufzern der Unglücklichen zu ergötzen, sondern damit der fehlerhafte Mensch schon in dieser Welt seine Fehler abbüße; damit der nach Tugend Strebende geprüft werde und sich viele Verdienste sammle für den Tag der ewigen Vergeltung. Je mehr Leiden auf Erden, desto mehr Freuden im Himmel, je schmerzhafter die Dornenkrone, desto glorreicher die Himmelskrone, so urteilt der Christ, vom Lichte des Glaubens erleuchtet. Somit quält ihn kein Zweifel mehr. Dem, der im Lichte Christi wandelt, ist klar, was er zu wissen wünscht, und es wird ihm noch klarer werden, wenn sein leibliches Auge erlischt, und sein geistiges in der ewigen Wahrheit selbst alles schauen kann.

Und nun die Ansichten über Gott selbst! Wie grundverschieden sind diejenigen, welche wir von Christus erhalten haben, von denen der Heiden! Den Christen ist Gott das vollkommenste Wesen, ganz rein, allheilig, der alles Böse tief verabscheut, höchst gerecht, er belohnt das Gute und bestraft das Böse, unendlich weise, unendlich

gütig und barmherzig. In seiner unbegreiflichen Güte gibt er seinen eingebornen Sohn hin, um die unglücklichen Menschen zu erlösen. Und der Sohn ist bereit; er wird Mensch, leidet und stirbt am Kreuze für die Menschen. An einen solchen Gott haben die Heiden nie gedacht. Ja, als er ihnen verkündet wurde, wollten sie es nicht glauben und hielten es für „Torheit“, wie der Apostel sagt. Wie wahr ist es: „Ich mache alles neu!“

VII.

Das erste Werk der Finsternisse des Heidentums ist, wie wir gesehen, der grausame und unsittliche Götzendienst. Die erste Frucht des Christentums ist der reine erhabene Gottesdienst. Da wird kein unförmliches Gebilde von Holz oder Stein oder ein unvernünftiges Tier angebetet. Da wird kein Tier oder gar ein Mensch geopfert. Die Hände und Kleider der Priester sind nicht blutbesleckt. Das Christentum kennt nur ein blutiges Opfer, und das hat Christus der Sohn Gottes am Kreuze dargebracht. Dieses blutige Opfer wird täglich auf unzähligen Altären in unblutiger Weise erneuert. In Verbindung mit diesem göttlichen Opfer bringen die Christen sich selbst mit Leib und Seele dem Allheiligen zum Opfer dar, d. h. sie wollen ihm angehören, ihm dienen, aus Liebe zu ihm arbeiten und leiden, was und wie Gott will. Statt der empörenden Unsittlichkeit, die zum heidnischen Götzdienste gehörte, ist hier alles rein. Jungfrauen und Jünglinge, Männer und Frauen, alle geloben dem Allreinen die standesgemäße Keuschheit zu beobachten, und Millionen beiderlei Geschlechtes haben schon am Fuße des Altars ewige Keuschheit gelobt.

Ja, welch' ein Unterschied zwischen einem heidnischen Tempel und einer christlichen Kirche. Bei den heidnischen Völkern war das weibliche Geschlecht nirgends als ebenbürtig angesehen. Von vielen wurden sie als Menschen zweiter Klasse, als Mittelstufe zwischen Mensch und Tier angesehen. Staatsmänner, wie bei den Römern Cato, hätten die Weiber als das größte Uebel am liebsten ganz ver- tilgt. Und was das Traurigste ist, die Weiber, Ausnahmen selbst- verständlich abgerechnet, verdienten dieses Los. Sie standen in Bezug auf Bildung, Gesinnung, Sittlichkeit so tief, daß man von ihnen mit Ekel sich abwendet und die Feder sich sträubt, ins Einzelne einzugehen. Nur durch das Christentum ist das Weib zum Menschen erhoben worden; nur durch das Christentum ist sie würdig geworden, dem Manne ebenbürtig an der Seite zu stehen. Wenn doch alle Männer bedenken würden, daß ich eine brave, liebens- würdige, treu ergebene, liebevolle Gattin: die sich ganz mir und meinen Kindern opfert, die mein Trost in schweren Stunden ist und meine Freuden verdoppelt, an meiner Seite habe, verdanke ich ganz dem Christentum! Wenn doch jede Gattin bedächte: daß ich einen so guten, edlen Beschützer zur Seite habe, der für mich sorgt, wie für

sich selbst; der mich wirklich liebt und achtet, verdanke ich Christus und der Kirche, welche solche Männer durch edle Vorschriften heranzubildet.

Bei den Christen ist die Gattin in Wahrheit die ebenbürtige Lebensgefährtin des Mannes, der an ihrer Seite durch die Irrgänge des Lebens wandelt und der ewigen Heimat entgegen eilt. Sie ermahnen sich gegenseitig zum Guten, zum Dienste Gottes durch Wort und Beispiel und erfüllen so Hand in Hand die von Gott den Verheiratheten gesetzte Bestimmung. Die Kinder sind in ihren Augen Geschenke des Himmels und das Unterpfand gegenseitiger Liebe. Christliche Eltern halten es für ihre heiligste Pflicht, nach Kräften für das leibliche und geistige Wohl ihrer Kinder zu sorgen. Wenn doch die Kinder wüßten, wie viel sie demjenigen verdanken, der aus Liebe zu ihnen auch ein Kind wurde, und der nicht bloß natürliche Liebe in das Herz der Eltern pflanzte, sondern auch unter Androhung ewiger Strafe und dem Versprechen ewiger Belohnung die Eltern auffordert, für sie zu sorgen und sie zu Kindern Gottes zu erziehen!

Und ihr heranwachsende oder erwachsene Söhne und Töchter, die ihr vielleicht veranlaßt seid, fern von euern Eltern zu weilen, wie trostreich ist es für euch zu wissen, zu Hause wird in Liebe meiner gedacht und von mir gesprochen, und jeden Morgen und jeden Abend wird für mich von Vater und Mutter, von Brüdern und Schwestern um Glück und Segen gebetet! Das aber verdankt ihr ganz dem göttlichen Heilande!

Und die Sklaven, wie steht es mit diesen bei den Christen? Das Christentum weiß eigentlich gar nichts von der Sklaverei. Nach ihrer Lehre sind vor Gott alle Menschen gleich, alle sind Kinder Gottes, der Bauer wie der Fürst. Das Christentum lehrt: Der Mensch lebt nicht allein für sich, er ist nicht sich Selbstzweck; er ist allerdings sich selbst der nächste, aber er ist auch Glied der menschlichen Familie und hat als solches auch seine Pflichten, vor allem die Pflicht der Nächstenliebe. Wie oft wird diese von Christus selbst und von den Aposteln empfohlen, befohlen, so daß die christliche Kirche mit Recht das Reich der Liebe genannt wird. Diese Liebe konnten die Heiden, weil sie den Grund davon nicht erkannten, nicht begreifen. Tertullian (im 2. Jahrhundert) erzählt uns, wie die Heiden auf die Christen hindeutend sagten: „Seht doch, wie sie einander lieben!“ Da die Christen den gleichen Vater, den gleichen Erlöser, die gleiche Hoffnung haben, im Himmel bei einander ewig selig zu sein, wie könnte es da Sklaven geben? Die Reichen, welche Sklaven hatten und zuweilen bei Tausenden, schenkten ihnen die Freiheit und wenn dieselben es vorzogen, bei ihrer Herrschaft als Dienstboten oder Arbeiter zu bleiben, wurden sie sehr milde und als Hausgenossen behandelt. Kaiser Konstantin erließ schon verschiedene Gesetze, wodurch die Lage der Sklaven viel erträglicher wurde. Ganz aufheben war auf einmal nicht möglich, ohne die ganze

menſchliche Geſellſchaft beinahe umzuſtürzen und ohne vielen Beſitzenden ſchweren Schaden zuzuſügen. Aber die Kirche hat zu allen Zeiten und überall auf die Abſchaffung der Sklaverei oder wenigſtens auf eine milde Behandlung der Sklaven gedrungen. Alſo auch da: Sieh', ich mache alles neu!

Wenn wir die römischen Kaiſer, welche an den Kämpfen der Gladiatoren und der Sklaven mit wilden Thieren die größte Freude hatten, mit chriſtlichen Fürſten vergleichen, welch' ein Unterſchied! Welch' ein Unterſchied zwiſchen Nero, Caligula, Domitian, Dioſketian u. ſ. w. — und Konſtantin dem Großen, der ſich durch ſeine Gerechtigkeit und Güte auszeichnete, mit dem mächtigen Kaiſer Theodoſius, welcher von einem Prieſter gemahnt, ſich freiwillig der ſtrengen Kirchenbuße unterwarf, — mit dem ſiegreichen Kaiſer Heraklius, der ſeine Prachtkleider ablegte und im Büßergewande das heilige Kreuz auf ſich nahm und auf Golgatha hinauftrug, — mit einem heiligen Stephan, deſſen Freude es war, Pilger zu bewirten und zu bedienen und während der Nachtzeit Arme und Kranke aufſuchte, um ihnen Troſt und Hilfe zu ſpenden, — mit Karl dem Großen, deſſen Eifer für die Ehre Gottes kein Maß und keine Grenzen kannte, — mit den erhabenen Ottonen, — mit Heinrich II., dem Heiligen, — mit dem heiligen König Ludwig, deſſen Sanftmut und Güte ſo groß war, daß ihn ſelbſt die Ungläubigen zum König von Aegypten erwählen wollten u. ſ. f., u. ſ. f. Ja, welch' ein Unterſchied!

Das Chriſtentum, haben wir geſehen, iſt das Reich der Liebe. Man könnte es auch das Reich der Armen nennen. Welcher Gott iſt aus Liebe zu den Menſchen arm geworden? Nur der Gott der Chriſten, der einzig wahre Gott. Das hätten die Heiden ihren Göttern nie zugeſagt. Ihre Götter liebten nur die Menſchen, wenn es ſich darum handelte, ihre Lüſte zu befriedigen. Die Armut und die Armen waren bei den Heiden verachtet. Nirgends erhob ſich, wie ſchon geſagt, ein Haus zu ihrem Schutze. Mildthätigkeit und Mitleid waren zwar nicht unbekannt; dafür hatte der Schöpfer geſorgt, aber ſie fanden ſich ſelten und in beſcheidenem Maße vor. Die Armen waren gar oft dem Hungertode und dem Selbſtmorde preisgegeben.

Der Chriſten Gott iſt arm geworden! Iſt das nicht neu? Aus Liebe zu uns wird er von einer armen Jungfrau geboren, liegt in einer Krippe, auf Stroh gebettet. Selbſt als er lehrend und Wunder wirkend von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf zog, hatte er nichts, wohin er ſein Haupt legen konnte. Und wie arm endigte er am Kreuze! Chriſtus war ſelbſt arm und forderte auch zur Armut auf. Die Reichthümer verglich er mit Dornen, die man ſchwer berühren kann, ohne ſich zu verletzen; ſo iſt es ſchwer, Reichthümer zu ſammeln, ohne die Gerechtigkeit oder Liebe zu verletzen, und ſie zu behalten, ohne das Herz an ſie zu hängen. Wer Chriſtus nachfolgen, ſein Schüler werden will, ſoll alles verlaſſen, ſoll ſich Schätze im Himmel ſammeln. Daher auch dieſe große Liebe aller Heiligen zur

Armut und zu den Armen. Der heilige Franziskus nannte die Armut seine Braut. Der heilige Vinzenz von Paul hat die Armen demüthig um Verzeihung, wenn er sie hatte ein wenig warten lassen. O, wie wahr ist, was der Greis auf dem Throne sagte: Siehe, ich mache alles neu! Welch' ein Unterschied zwischen Einst und Jetzt! Dieser Unterschied offenbart sich überall, ganz besonders auch in der sogenannten öffentlichen Meinung.

Die Begriffe von schicklich und nicht schicklich, von geziemend und ungeziemend, von erlaubt und unerlaubt, wurden nun ganz andere. Das Benehmen gegen sich selbst, gegen Vorgesetzte und Höhergestellte, gegen Gleichgestellte, gegen Untergebene und Tieferstehende ward ein ganz anderes. Alles wurde „neu“. Daß die menschliche Gesellschaft, so lange sie Diebstahl, Lug und Betrug unter die Gottheiten zählte, von „mein“ und „dein“ sonderbare Begriffe hatte, und nicht aus Gewissenhaftigkeit dies oder jenes unterließ, ist selbstverständlich. Als ein römischer Feldherr sich nicht vom Feinde bestechen ließ, erregte dies im ganzen Reiche großes Aufsehen und wurde als etwas Außerordentliches der Nachwelt überliefert, während jeder Christ dasselbe für selbstverständlich hält. Ebenso kann bei Völkern, bei denen die Unzucht ein Bestandteil der Götterverehrung ist und somit als lobenswerth gilt, von Schamhaftigkeit, Sittlichkeit im christlichen Sinne nicht die Rede sein. In Rom hatte die Göttin Vesta einen eigenen Tempel und einen eigenen Gottesdienst. Nur Jungfrauen durften ihn besorgen. Ihre Zahl war sehr beschränkt. Man hatte aber Mühe, in der Millionenstadt etwa ein Duzend Jungfrauen zu finden, welche Jungfrauen bleiben wollten, obgleich die Vestalinen, hochgeehrt, neben den Senatoren und den höchsten Staatsbeamten bei Festanlässen ihre Plätze hatten und es ihnen auch sonst an nichts fehlte. Bei den Christen gibt es alljährlich Tausende und Tausende, die aus Liebe zum Heilande, dem himmlischen Bräutigame, ewige Jungfrauschaft geloben, und zwar gibt es solche aus allen Ständen, aus den höchsten wie aus den niedern Ständen. Als der römische Feldherr Scipio in Spanien einen Fürsten besiegt hatte, fiel die ganze fürstliche Familie in seine Gefangenschaft. Darunter befand sich eine Tochter von besonderer Schönheit, die bereits mit einem Fürsten verlobt war. Als Scipio das vernahm, schenkte er ihr sogleich die Freiheit und schickte sie ihrem Bräutigam. Das wäre unter Christen selbstverständlich gewesen. Damals aber konnte die ganze Welt die Enthaltfamkeit und die Großmut des Römers nicht genug loben.

Der Sonne kommt es nicht bloß zu, alles zu erleuchten, sondern auch zu erwärmen und dadurch Lebenskraft und Fruchtbarkeit zu verbreiten. Wie öde ist's im Winter, wo Schnee und Eis die Fluren und Felder bedecken! Wie ganz anders, wenn die Frühlingssonne die Erde des weißen Kleides entledigt und ihr wieder das grüne Kleid und die schönen Blumenteppeiche verleiht und sie gleich

sam antreibt, die verschiedensten Früchte hervorzubringen. So war und ist es eifrig und kalt, wo nicht die Sonne des Christentums leuchtet und erwärmt. Da gab es keine duftenden Blumen, keine Lilien der Reinheit, keine Veilchen der Demut, keine Rosen der Liebe. Und mit den Blumen fehlten natürlich auch die Früchte, vor allem die Früchte der Liebe, der Liebe Gottes und des Nächsten. Die katholische Kirche ist ein schönes großes Fruchtfeld und zwar vom Anfang an bis auf diese Stunde. Wie viele Werke der Frömmigkeit, der Nächstenliebe, der Demut, Großmut, edler Aufopferung, der Sanftmut und Geduld, des Gottvertrauens und des Glaubens können wir da bewundern! Wo ist ein Fruchtfeld gleich dem der katholischen Kirche? Wer zählt die Frommen und Gerechten, die Heiligen jeden Geschlechtes, Standes und Alters, die die befruchtende Sonne, Jesus Christus, aus dem Schoße der Kirche hervorkommen, wachsen, blühen und Früchte des Paradieses tragen ließ!

Ja, es ist in der Tat alles „neu“ geworden; nur ein Blinder könnte das leugnen. Wie die traurigen Zustände des Heidentums ein Beweis für den Sündenfall, die Erbsünde und ihre Folgen: so ist die Umwandlung, Erneuerung, Auferstehung der Menschheit durch Christus ein unumstößlicher Beweis für die Göttlichkeit der christlichen Religion; denn eine solche Umänderung, Neuschaffung kann nur ein allmächtiger, allweiser, allgütiger Gott bewirken! Wenn aber der, der da sagte: Sieh, ich mache alles neu, wirklich Wort gehalten hat und durch ihn das Angesicht der Erde erneuert, umgeschaffen wurde, was folgt für uns daraus? Vor allem fordert uns der Anblick der Umgestaltung und Erneuerung der Menschheit durch Jesus Christus, den Sohn des himmlischen Vaters, zur Dankbarkeit auf. Wir müssen dem Vater danken, welcher den Sohn mit der Erneuerung beauftragte und ihn als Schlachtopfer dahingab. Wir müssen dem Sohne danken, welcher bereitwillig den Auftrag übernahm und aus Liebe zu uns sich am Kreuze opferte und als Fortsetzerin des Erlösungswerkes die Kirche stiftete. Wir sind zu unendlichem Danke verpflichtet dem heiligen Geiste, welcher, wie er einst bei der ersten Schöpfung über den Wassern schwebte, so bei der zweiten Schöpfung am Pfingstfeste über die Apostel herabkam, sie in Glaubenshelden verwandelte, sie mit der Gabe der Wunder ausrüstete, sie in alle Wahrheiten einführte, der immer, alle Tage bis an das Ende der Zeiten bei der Kirche bleibt, sie leitet und regiert.

Wir sind Gott unendlichen Dank schuldig, daß wir das Glück haben, der einzig wahren Kirche anzugehören. Wie es für uns nur eine Sonne gibt, so gibt es nur einen Christus, nur eine Kirche, und das ist die römisch-katholische Kirche.

Wenn wir dieses Glück haben, so haben wir auch die Pflicht, uns offen und überall als Glieder dieser Kirche zu zeigen, sie als unsere Mutter zu ehren und zu lieben; dann haben wir auch die Pflicht, ihr durch unser ganzes Betragen, durch unsern Tugend-

wandel zur Ehre zu gereichen, so daß andere sich erbauen und sehen, wie unsere Kirche zur Tugend und Frömmigkeit anleitet.

Wenn wir der wahren katholischen Kirche angehören, dann haben wir auch die Pflicht, die Gnadenmittel, welche uns die Kirche anbietet, zu empfangen und zu gebrauchen; dann ist es auch unsere Pflicht, in der Kirche fleißig zu erscheinen, fleißig und in kindlicher Demut das Wort Gottes anzuhören, es zu beherzigen und zu befolgen; dann ist es unsere Pflicht, dem heiligen Messopfer so oft als möglich, so ehrerbietig und andächtig als möglich beizuwohnen; dann ist es unsere Pflicht, die heiligen Sakramente der Buße und des Altars von Zeit zu Zeit mit wahrer Andacht zu empfangen.

Als der göttliche Heiland, wie das Evangelium des Kirchweihfestes (Lukas 19, 1—10) erzählt, bei Zachäus eingekehrt war, sein Haus gleichsam in ein Gotteshaus, eine Gnadenstätte, eine Kirche umgewandelt hatte, und als Zachäus selbst aus einem ungerechten Zöllner ein Gerechter geworden war, somit auch umgewandelt, „erneut“ war, — sagte er zu Zachäus: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, weil auch er ein Sohn Abrahams ist.“ Weil Zachäus ein Sohn Abrahams ist, deshalb ist ihm Heil widerfahren. Daher müssen auch wir Söhne Abrahams werden; dann wird Christus auch bei uns einkehren, dann wird auch uns Heil widerfahren. Was heißt das, ein Sohn Abrahams sein? Wir sind Söhne, Kinder Abrahams, wenn wir die Tugenden Abrahams besitzen, ihm vor Gott ähnlich sind. Der Patriarch Abraham hat sich durch zwei Tugenden so ausgezeichnet, daß Gott selbst im Alten Bunde sich immer mit Vorliebe der „Gott Abrahams“ nannte. Diese zwei Tugenden sind: heroischer Gehorsam und unerschütterlicher Glaube mit Gottvertrauen.

Der Herr verlangte von Abraham, daß er seine Heimat und seine Verwandtschaft verlasse und in ein fremdes Land ziehe, das er ihm zeigen werde. Ein harter Befehl! Alles, was Abraham lieb war, verlassen und wohin gehen? Das wurde ihm vorderhand nicht gesagt. Was tat Abraham? machte er Einwendungen? zauderte er? Nein, Abraham gehorchte allsogleich ohne Widerrede. Auch an uns ergehen Verordnungen, die uns hart vorkommen, die wir nicht begreifen. Sie kommen teils von Gott selbst, teils von Gott durch die Kirche, von der ja der Heiland gesagt hat: „Wer euch höret, der höret mich; wer euch verachtet, der verachtet mich.“ Da kann der eine nicht das Fastengebot begreifen, ein zweiter nicht das Gebot, den Sonntag zu heiligen und an demselben der heiligen Messe beizuwohnen, ein dritter stößt am Gebot zu beichten und zu kommunizieren, ein vierter begreift nicht, daß die Ehe unauflöslich sei u. s. w. Da muß sich eben der Gehorsam zeigen; denn nur das tun, was uns selbst zusagt, ist noch kein eigentlicher Gehorsam. Uebrigens müssen wir auch täglich manches tun, was uns von weltlichen Vorgesetzten vorgeschrieben wird, es mag uns gefallen oder nicht. Warum also

nicht sich unter das süße Joch Christi beugen und überzeugt sein, was Christus und in seinem Auftrage die Kirche anordnet, hat seine weisen Gründe. Abraham wurde für seinen Gehorsam reichlich belohnt. Als reicher Fürst kehrte er aus Aegypten zurück, wie uns die heilige Schrift erzählt. So werden auch wir für unsern Gehorsam von Gott unfehlbar belohnt werden.

Noch einmal wurde der Gehorsam Abrahams auf eine Probe, und zwar auf eine viel schwerere Probe gestellt. Abraham hatte einen einzigen Sohn, den er sehr liebte. Zugleich hatte Gott dem Abraham versprochen, er werde ihn zum Stammvater eines großen Volkes machen. Nun befahl ihm Gott, diesen einzigen vielgeliebten Sohn zu opfern. Gewiß das schwerste Opfer, das man sich denken kann! Und Abraham? Abraham gehorchte. Schon am frühen Morgen machte er sich mit Isaak und zwei Knechten auf. Damit Isaak so recht das Vorbild des Isaaks des Neuen Bundes sei, mußte er selbst das Holz zum Opfer auf den Berg tragen, wie Christus sein Kreuz. Isaak ließ sich geduldig binden und auf den Holzstoß legen, wie unser Heiland sich ans Kreuz annageln und am Kreuze erhöhen ließ. Schon hat Abraham das Opfermesser gezogen und ist bereit, das Opfer zu vollbringen, als ihn ein Engel davon abhielt. Welch' ein Gehorsam! Auch dieser Gehorsam wurde von Gott belohnt. Abraham wurde der Stammvater des auserwählten Volkes, ja der Stammvater des göttlichen Heilandes selbst. Seien wir wahre Söhne Abrahams, gehorsam wie er; da wird auch uns eine herrliche Belohnung zu teil werden. Fragen wir noch: Wie war das möglich? Was verließ Abraham den Mut und die Kraft zu diesem wahrhaft übermenschlichen Gehorsam? Wir erhalten zur Antwort: Der unerschütterliche Glaube und das feste Gottvertrauen. Abraham glaubte, daß Gott allmächtig, allweise, allgütig, in seinen Verheißungen getreu sei, daß Gott ihm alles, was er verlasse, reichlich ersetzen könne und werde, weil er es versprochen hatte. Abraham glaubte, daß Gott ihn dennoch zum Stammvater eines großen Volkes machen werde, auch wenn er ihm seinen einzigen Sohn opfere. Er hoffte gegen die Hoffnung! Er war überzeugt, daß Gott sein Versprechen halten werde, und der Allmächtige und Allweise werde schon das Geeignete eintreten lassen, damit sein Wort in Erfüllung gehe. Auch über uns kommen oft schwere Prüfungen, wir sehen keinen Ausweg. Der ganze Himmel ist grau in grau, nirgends ein heller Punkt. Seien wir auch dann wahre Kinder Abrahams. Seien wir fest im Glauben wie er, unerschütterlich im Gottvertrauen wie er. Dann wird auch uns Heil widerfahren. Der Gott Abrahams lebt noch, sein Arm ist nicht kürzer, seine Macht nicht kleiner, sein Vaterherz nicht kühler geworden.

Mögen also die Worte: *Ecce nova facio omnia* — Siehe, ich mache alles neu, am Kirchweihfeste auch an uns in Erfüllung gehen und auch wir erneut werden. *Spiritus rectum innova*

in visceribus nostris (den rechten Geist erneuern in unserm Innern) wollen wir mit dem Psalmisten beten, den lebendigen Glauben erneuern, nach diesem Glauben leben, Gott und der Kirche treu sein. Dann feiern wir wahrhaft Kirchweih! Dann wird auch uns Heil widerfahren!

Eine aktuelle Frage.

Von Fr. Damian.

Die Direktiven für eine gediegene katholische Kindererziehung den Eltern und Erziehern zu suggerieren, ist vor allem Sache des praktischen Seelsorgers. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint es angebracht, eine aktuelle Frage in nachstehendem einer kurzen Besprechung zu unterziehen.

„Eine größere Kunst, als die Erziehungskunst“, schreibt der hl. Johannes Chrysostomus, „gibt es nicht. Denn was ist von solcher Bedeutung und was ist so schwer, als dieses, die Seele des Kindes zu bilden?“ (In Matth. hom. 60 n. 7.) Trifft dies schon im allgemeinen zu, um wie viel mehr erst bei gewissen besonders schwierigen Punkten der christlichen Kindererziehung! Zu einem der schwierigsten gehört aber unzweifelhaft die Erziehung der Kinder zur heiligen Keuschheit.

In Erfüllung der letzteren Aufgabe bildet nun die Belehrung der Kinder einen sehr wichtigen Faktor. Allein gerade die rechte Belehrung ist nicht nur sehr schwierig, sondern es sind neuerdings in dieser Richtung Forderungen aufgetaucht und Hypothesen aufgestellt worden, die in mehr als einer Hinsicht schwere Bedenken hervorrufen. In einem bei Bugon und Bercker in Kevelaer jüngst bereits in 2. Auflage erschienenen Buch von E. Ernst, betitelt „Elternpflicht“ wird katholischerseits den modernen Forderungen Ausdruck verliehen. Ohne verkennen zu wollen, daß das genannte Buch sehr viel des Guten enthält und die Verfasserin immer bona fide schreibt, müssen wir vom religiös-pädagogischen Standpunkte aus doch zweierlei entschieden ablehnen, nämlich:

1. Die allgemeine Bezeichnung „Elternpflicht“ in bezug auf die Belehrung der Kinder in sexuellen Dingen, und
2. Die Aufklärung der Kinder unter 12 Jahren (nisi malitia suppleat aetatem).

Die Belehrung der Kinder in allen Dingen, welche die heilige Keuschheit berühren, gehört in erster Linie vor die religiöse Instanz. Die geforderte Aufklärung der Kinder in sexuellen Dingen soll ja, vom christlichen Standpunkte aus betrachtet, in der Hauptsache nicht den Zweck haben, diese naturgeschichtlich, anatomisch und anthropologisch über das Sexuelle zu unterrichten, sondern diese Aufklärung soll bei Kindern bezwecken, dieselben in der Keuschheit zu erhalten. Die Mittel aber, den Kindern die Unschuld und Keuschheit zu be-